



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

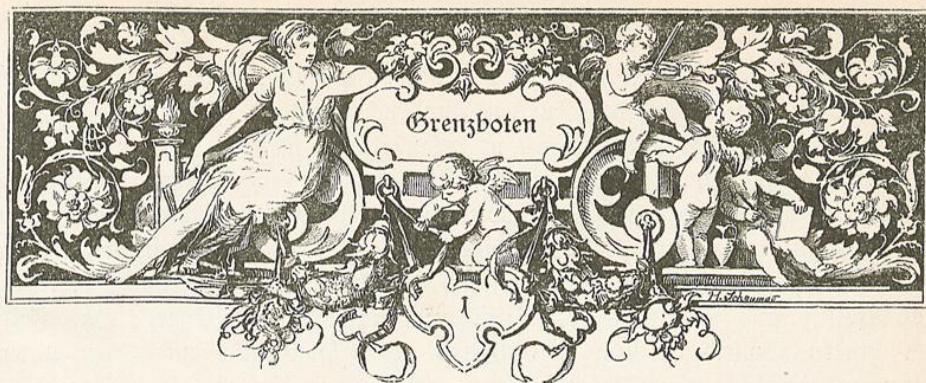
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschland und Rußland

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Deutschland und Rußland



Das Urtheil des Fürsten Bismarck in auswärtiger Politik ist von solchem Gewicht, daß jedes Mißverständnis seiner Worte auf Seiten des Volks und jeder Irrthum auf Seiten des Fürsten möglichst beseitigt oder vermieden werden sollten. Was nun der Fürst in den politischen Unterhaltungen der letzten Zeit über Rußland gesagt hat, sollte, wie uns dünkt, nicht ohne Einschränkungen hingenommen werden, weil es, wenn nicht ein irrtümliches, so doch, wie aus der wanglosen Art der Unterhaltung erklärlich wird, unvollständiges Urtheil bildet. Der Fürst macht für die uns feindselige Stimmung in Rußland die Polen, die Juden und die Nihilisten verantwortlich. Das trifft jedoch den Kern der Sache nicht. Es ist wahr: Polen und Juden hassen Rußland; Polen, Juden und Nihilisten sähen mit Freuden einen Krieg Rußlands gegen Deutschland ausbrechen. Allein es ist ein Irrthum, zu glauben, daß diese drei Gruppen die feindselige Stimmung gegen Deutschland im russischen Volke geweckt hätten, und wer annehmen wollte, daß es ohne diese drei Gruppen heute keine solche Feindseligkeit gäbe, würde gleichfalls irren. Sie ist nicht willkürlich von den drei Gruppen gemacht und konnte von ihnen nicht gemacht werden, weil sie zwar bedeutend genug sind, die vorhandne Feindseligkeit zu verschärfen, aber nicht den Einfluß haben, noch jemals gehabt haben, das nationale Empfinden Rußlands umzustimmen, zu leiten und Feindschaft zu schaffen, wo sie nicht war. Freilich, der Bauer, die großen Millionen, die haben an andre Dinge zu denken, als an Deutschenhaß, sofern sie überhaupt denken. Aber alles, was über dem schriftlosen Bauer steht, treibt in Rußland Politik, und was Politik treibt, ist mit sehr wenig Ausnahmen von stärkerer oder schwächerer Feindseligkeit gegen Deutsche und Deutschland erfüllt. Dafür giebt es mancherlei Ursachen außer den Juden, Polen und Nihilisten, und eine wesentliche

bildet in gewisser Weise die Rehrseite von den „Liebenswürdigkeiten“ nach außen hin, mit denen sich nach des Fürsten Ausdruck Rußland über innere Schwierigkeiten hinwegzuhelfen liebt. Es ist bekannt, wie sehr der Slawe zum Politisiren neigt; mag er auch, wie Fürst Bismarck bemerkt, kein Talent zur Politik haben: Neigung, ja Leidenschaft für das Politisiren hat er sicher, man kann das nicht bloß in Rußland, sondern in allen andern slawischen Ländern beobachten. Jeder Slawe, der lesen und schreiben kann, spricht mit Vorliebe von Politik und vertritt seine politischen Meinungen mit Eifer. Das Feld der innern Politik ist nun in Rußland recht langweilig und dazu unter strengem Verschuß der Regierung, was eine weitere Ursache ihrer öden Unfruchtbarkeit ist. Der Russe wendet also sein politisches Interesse vorwiegend den unterhaltendern und handlichern Dingen der äußern Politik zu. Und dies um so eifriger, als er hierin von der Regierung nicht bloß freien Spielraum erhält, sondern mit vollem Bewußtsein unterstützt wird. Das ist nichts neues, sondern alter Brauch in Rußland; das Bedürfnis des Volks nach politischer Bethätigung oder theoretischer Beschäftigung wird von den innern Dingen ferngehalten und auf die äußern abgelenkt. Da, wo sie nichts zu sagen haben, mögen sie schwätzen und eifern; dafür mögen sie aber schweigen, wo sie der Regierung unbequem werden könnten. Dieser Art von Unliebenswürdigkeit bedient sich die russische Regierung eben so gern wie jener Liebenswürdigkeiten gegenüber Österreich, Italien oder Frankreich, und sie hat sich ihrer seit geraumer Zeit Deutschland und den Deutschen gegenüber bedient, da sie darin einer in einem Teile des Volks von Alters her vorhandnen Neigung oder richtiger Abneigung begegnete, nämlich der altrussischen und orthodox-russischen Abneigung gegen den Stamm, der seit Jahrhunderten als der Vertreter des sich aufdrängenden, überlegnen Fremdentums und der „un-christlichen“ westlichen Kirchen dem Russen erschienen ist, gegen den deutschen. Diese Abneigung war vorhanden, ehe die Juden in Rußland verfolgt wurden, ehe die Nihilisten geboren wurden, ehe die Polen in die Ämter eindrangen; sie war vorhanden, lange ehe der neue Kurs die Drähte nach Petersburg hin zerriß, lange ehe der Berliner Friede geschlossen wurde und ehe die dynastische Freundschaft in dem Krimkriege, dem polnischen Aufstande von 1864, den Kriegen von 1866, 1870, 1877 erneuert wurde. Dieser Abneigung auf Seiten eines wesentlichen Teils der leitenden Klassen, nämlich der Kirche und der Gruppe der sogenannten Altrussen, hielt zwar die dynastische Zuneigung lange Zeit das Gegengewicht. Etwa bis zum Berliner Kongreß, für dessen für Rußland fränkendes Ergebnis die deutsche Staatskunst grundlos verantwortlich gemacht wurde. Aber der Entrüstung des Volks über dieses Ergebnis ließ die russische Regierung mit Absicht freien Lauf. Mochte die Volksstimmung ihren Unmut auf den deutschen Nachbar absetzen, so wurden die von der russischen Staatsleitung begangnen Fehler vor dem eignen Volke

wenigstens verdeckt, Fürst Bismarck wurde Sündenbock und Gortschakow-Saat war gerettet. Das war nicht eben liebenswürdig gegen den alten Freund, aber eine ebenso praktische Taktik, als die spätere Länderei mit Frankreich. Auch hatte sich Alexander der Zweite doch zu lange und zu stark von Meinungen und Neigungen der politisirenden Menge tragen lassen, um nach 1878 die alte dynastische Freundschaft zu dem Hofe von Berlin völlig ungetrübt erhalten zu können. Der wachsende Unwille über den schlechten Frieden von 1878, die verhaltenen, aber heftigen Vorwürfe wegen der russischen Haltung in den Jahren 1870 und 1871, die immer deutlicher den Mißerfolg von 1878 auf das Konto der falschen Politik von 1870 setzten, dann die um sich fressenden Wühlereien der Nihilisten, das alles floß zu einem Strome von öffentlicher Stimmung zusammen, der gegen alle europäische und besonders gegen die deutsche Freundschaft gerichtet war. Und dem Drängen dieses Stromes vermochte sich auch der Wille des Zaren nicht zu entziehen, trotz seiner Verehrung für Kaiser Wilhelm den Alten und trotz seines Vertrauens zu dem eisernen Kanzler. Das Verhältnis Rußlands war in den letzten Regierungsjahren Alexanders des Zweiten bei weitem nicht mehr so freundschaftlich wie in der Zeit bis 1870.

Mit dem Tode Alexanders des Zweiten endete die traditionelle dynastische Freundschaft; sein Nachfolger machte Slavismus und Orthodoxie zu den Grundpfeilern des Staatsbaues und nahm damit die Leitung jenes gegen Europa gerichteten, besonders Deutschland treffenden Stromes in die Hand. Unter dieser Leitung wuchsen das nationale Selbstgefühl und der kirchliche Anspruch offen empor, gepflegt von Leuten wie Tolstoi, Pobjedonozzew, Ignatjew u. s. w., die man gewiß nicht polnischer, jüdischer oder nihilistischer Neigungen anklagen wird. Und mit den nationalen und kirchlichen Ansprüchen ergab sich die Verschärfung des Gegensatzes zu Deutschland von selbst, die den Fürsten Bismarck zum Abschluß des Dreibundes trieb, noch ehe der Gegensatz seine offene Sanktion vom Zarenthron her erfahren hatte. Diese erfolgte erst nach dem Tode Wilhelms des Alten. Und zwar unter der Mithilfe und dem Beifall der großen Mehrheit des politischen Russentums. Die Erscheinung ist im Grunde so einfach und natürlich, daß sie durchaus nicht der Erklärung durch polnisch-jüdisch-nihilistische Pläne bedarf; ein Rückblick auf die Geschichte dieses Jahrhunderts genügt, zu verstehen, wie sich Rußland durch eine Stellung in Europa, die seine innere Bedeutung weit überragte, verwöhnt, in nationaler und liberaler Gährung begriffen, in seinem Innern einer im Schnee steckenden und keuchend, aber vergeblich arbeitenden Lokomotive gleichend, wie sich dieses Rußland voll politischer Leidenschaft und ohne politische Arbeit mit aller Wucht in die einzigen Bahnen warf, die ihm offen gelassen wurden: in das Streben, seine Kräfte gegen andre, nicht für sich, zu gebrauchen. Seit zehn und mehr Jahren währt der internationale und

interkonfessionelle Kampf, der ganz und gar russisch ist, auch wenn Polen und andre sich als Kondottiere dabei beteiligen. Seit zehn und mehr Jahren heßt die gesamte russische Tagespresse nach allen Seiten hin, am liebsten und heftigsten gegen Deutschland und Deutsche, wie es nur natürlich ist.

Denn was auch drüben und hüben die Gefühle sein mögen, in Wirklichkeit ist Deutschland heute der Hauptgegner Rußlands. Man sagt, es gebe keine kämpfenden Interessen zwischen beiden Reichen, und bloß die Interessen Dritter seien die Quelle, aus denen die Verhegung gespeist werde. Uns dünkt umgekehrt, daß erst seit 1870 gegensätzliche Interessen entstanden sind. Bis dahin konnte Rußland jederzeit einen Generaladjutanten nach Deutschland hereinsenden mit Aufträgen, die oft kaum von Befehlen zu unterscheiden waren; und durch seinen Einfluß in Deutschland war es stark in ganz Europa. Heute hört das Befehlen für Rußland an der deutschen Grenze auf, und den Verlust der vorigen Machtstellung hat man drüben bisher nicht verschmerzt, trotz aller Versicherungen, daß Rußland sich selbst vollkommen genüge und Europa ihm gleichgiltig und entbehrlich sei. Ein für Rußland erfolgreicher Krieg würde ihm den sehr realen Gewinn bringen, seinen Arm wieder in den deutschen Dingen jederzeit fühlbar machen zu können; Rußland würde bis zum Rhein hin gebieten auch ohne große territoriale Eroberung, und es würde Österreich zu einem slawischen Vasallenstaat herabdrücken. Der Weg nach Byzanz wäre frei, und das Rosafischwerden nähme für Europa seinen Anfang. Wenn an der Donau und den Dardanellen die Interessen Österreichs, Englands, der Mittelmeerländer in erster Reihe durch die russischen Ansprüche bedroht werden, so stehen doch sicher in zweiter Reihe deutsche Interessen dort auf dem Spiel. Und weil wir, indem wir die Interessen Österreichs dort vertreten, unsre eigne Sache führen, deshalb wendet sich der politische Sinn der Russen mit Recht vor allem gegen uns als gegen die militärisch wichtigern Gegner seiner slawisch-orientalischen Ziele.

Freilich, wenn Rußland 1877 nicht vor Byzanz stehen geblieben wäre, sondern den letzten Schritt zur Erfüllung seiner alten Sehnsucht gewagt hätte, dann hätten wir Deutschen geduldig der weiteren Entwicklung der Sache zusehn können, und sollte noch einmal ein russischer Heerführer am Goldenen Horn erscheinen, so wäre es für uns unmittelbar vorteilhafter, durch keine Verträge gezwungen zu sein, die Waffen zu ergreifen. Ein russisch-türkischer Vertrag, wie es der von Hentiar-Skelessi war, ein russisches Protektorat, wie es der Sultan damals, 1833, dem Zaren Nikolaus anbot, und wie es Fürst Bismarck auch heute noch, wie es scheint, für möglich hält, würde zunächst andern Leuten als uns den Kopf warm machen. Aber in dem Kampf um Byzanz, der dann ausbräche, hätte Deutschland eine so ausschlaggebende Stellung, daß Rußlands Handlungen von Berlin aus diktiert werden könnten. Und das ist der Haken in dem Köder der deutschen Interesselosigkeit am Bosphorus. Zu-

legt ist doch die slawisch-orientalische Politik Rußlands abhängig von der Stärke oder Schwäche Deutschlands, und diese Abhängigkeit könnte für Rußland nur beseitigt werden entweder durch einen festen Bündnisvertrag mit einem befreundeten Deutschland oder durch Paralyfierung oder eine Niederwerfung Deutschlands. Heute nun liegt dem Russen die Niederwerfung mehr im Sinn als der Vertrag. Ein Vertrag hätte zur Voraussetzung die Auflösung des Dreibundes, und vielleicht ist eine Kombination dieser Art ein Beweggrund für die Haltung mancher russischen Preßorgane, wenn sie gegen den Dreibund mit gleicher Heftigkeit kämpfen, wie gegen Deutschland. Vielleicht gewinnt auch das Mittel der Paralyfierung Deutschlands durch Frankreich in der russischen Schätzung mit der Zeit den Vorrang über die andern Mittel.

Es wäre falsch, der deutschfeindlichen Strömung in der russischen politischen Gesellschaft überall tiefe und klare Politik unterzulegen; die Menge wird auch dort weniger von klaren Gedanken als von dem Masseninstinkt geleitet, und dieser ist stark und lebhaft in der slawischen Natur. Der Zar ist friedliebend, die bäuerliche Menge hat keinen eignen Willen, sondern geht dahin, wohin sie der Zar oder die Kirche treibt. Der russische Staat besteht jedoch vor allem aus Beamten und Truppen, und diese sind keineswegs so friedlich gesinnt, daß man mit Sicherheit annehmen könnte, es drohe von dort, von Rußland her, durchaus keine Gefahr für uns, so lange als wir ruhig blieben. Gerade im Heere hat die Hekerei der Presse, die dem soldatischen Selbstgefühl begegnete, allmählich die Erinnerungen an 1877 verwischt und den alten Übermut wieder geweckt. Wie 1876 die Türken, so meint man in dem russischen Heere heute vielfach, die Deutschen „mit der Mütze umwerfen“ zu können, wenn es einmal „losgeht.“ Und daß es losgehe, wünscht, daß es bald losgehen werde, glaubt ein sehr großer Teil des Heeres, besonders der längs der deutschen Grenze garnisonirende Teil. Die altbekannte Sorglosigkeit des Russen, das auch dem Fürsten Bismarck wohlbekannte „Nitschewo“ („thut nichts“ oder „einerlei“) trägt zu dieser kriegerischen Stimmung bei, der Masseninstinkt und die Preßhege zeigen der Stimmung das feste Ziel: den Deutschen. So ist der Deutsche heute für das Heer der gegebne Feind, dem der Meinung der Truppen nach alle die Rüstungen gelten, die seit Jahren so eifrig betrieben werden. Es ist unmöglich, dies bei der Beurteilung der deutsch-russischen Beziehungen zu übersehen.

Ist uns denn nicht seit 1871 die Kriegsgefahr schon wiederholt sehr nahe getreten? Hat man nicht bei uns noch vor einem Jahre, im Herbst 1891, an den Ausbruch des Krieges mit Frankreich für 1892 in weiten Kreisen geglaubt? Glaubt jemand ernstlich, daß, wenn es mit Rußland „lösginge,“ die Franzosen still halten würden, oder wenn es am Rhein knallte, General Gurko in Warschau die seiner Ansicht nach ihm gestellte Aufgabe, für diesen Fall sofort Deutschland an die Röhle zu fahren, beiseite setzen würde? Wie fried-

lich auch hier Herr Carnot, dort der Zar sei, keiner von ihnen wird instande sein, neutral zu bleiben, sobald der andre kämpft. Wenn wir überhaupt einen Krieg in den nächsten Jahren haben, so wird es der Zweifrontenkrieg sein — davon sind wir so fest überzeugt, daß wir es für einen gewaltigen Fehler halten würden, wenn man sich bei uns auf eine leichtere Aufgabe einrichten wollte. So friedliebend, so mächtig auch der Zar sein mag, er ist doch auch nur ein Mensch unter hundert Millionen anderer Menschen, und die Haltung, die sein Vater 1870 einnahm, wird er zum andernmale weder wiederholen wollen noch können. Das ist nicht irgend eine theoretische Meinung, das wird bewiesen durch alle die fortgesetzten Kriegsrüstungen, die weder Cholera noch Hunger aufgehalten haben. Auch Rußland hat seine Geschichte und sein Geschick, dem es folgt und das von persönlichen Neigungen nur in Form und Ausführung, wenig aber im Wesen abhängt. Und je härter der Grundsatz „Rußland für die Russen, Deutschland für die Deutschen“ in der Politik zur Geltung gebracht wird, je schärfer Nation gegen Nation gestellt wird, um so eher rückt der Augenblick heran, wo Russentum und Deutschtum in Osteuropa einander Stirn gegen Stirn begegnen werden. Der Grundsatz klingt natürlich, praktisch, den Frieden fördernd; genau genommen ist er doktrinär und kriegerisch. Wenn er zum Staatsgrundsatz würde, wie müßte er dann etwa in Oesterreich lauten? Und wenn die Türkei nur für die Türken da sein soll, so hat sich Europa von Lord Byron bis zu Alexander dem Zweiten auf argem Irrwege befunden mit seiner Sorge um allerlei Rajahstämme. Man möchte jenen Satz für ein Scherzwort des Fürsten Bismarck halten, wenn nicht leider aus der Zeit seiner Kanzlerschaft Thatfachen vorlägen, die an den Ernst des Satzes in gewisser Ausdehnung wenigstens glauben lassen. Es ist ein Grundsatz, der in der Hand der Russen eine sehr viel gewaltigere und gewaltzamere Bedeutung hat, als in der Hand des Deutschen, und bei dessen praktischer Anwendung wir Deutschen entschieden zu kurz kämen; denn es ist ein Grundsatz der rohen Gewalt, die einem Kulturvolk nicht so handlich ist, als derbern Naturen. In Rußland hat man sich diesen vom Fürsten Bismarck schon seit lange vertretenen Satz mit großer Befriedigung zu eigen gemacht, und wenn in der westlichen Presse Vorwürfe laut werden wegen harter Maßregeln gegen Deutsche und Polen, gegen Protestanten und Katholiken in Rußland, so weist der Russe jedesmal auf Fürst Bismarck, auf Elsaß-Lothringen, Posen-Westpreußen hin, als die lobenswerten Vorbilder für jene Maßregeln. Wenn Preußen, der Kultur- und Musterstaat, ruhig vierzigtausend Leute einfach verschlagen konnte, weil sie angeblich fremde Polen waren, warum sollte Rußland nicht eine Million Menschen zur Staatsstür hinauswerfen, weil sie deutschen Stammes sind? Rußland für die Russen! also hinaus mit Schub die Million Deutscher, ein paar Millionen Juden dazu, vielleicht zuletzt auch einige Millionen Polen. Denn ob diese russische Unterthanen sind, darauf kann es nicht

ankommen, wenn es sich darum handelt, russischen Staatsboden für echte Russen zu erhalten oder frei zu machen. Wenn man einen internationalen Krieg durch eine Politik des obigen Satzes vermeiden will, so heißt das nur den Krieg auf ein andres Gebiet verlegen, es heißt: wir Deutschen und Russen wollen uns nicht auf dem Schlachtfelde umbringen, sondern jeder von uns fällt zu Hause über die Volksgenossen und Freunde des Gegners her. Gefahrloser freilich und auch billiger ist diese Art des Kampfes, aber auch wehrloser, roher und zuletzt politisch, wenigstens für uns Deutsche, verderblich. Eben jetzt sind aus dem Rayon der neuen Festung Kowno etwa siebenhundert Deutsche aller Lebensberufe kurzer Hand über die Grenze gejagt worden. Die Leute sind ruiniert, müssen ihr Haus, Grundstück, Fabrik, Rittergut schleunig für einen Spottpreis verkaufen und nach Deutschland abziehen. Ist das aber nicht noch eher durch die Rücksicht auf einen etwaigen Kriegsfall zu verteidigen, als die Vertreibung jener vierzigtausend aus Preußen? Beides sind Anwendungen des Satzes „Rußland für die Russen“ u. s. w. Was nützt es, wenn heutzutage alle Staatsmänner nur eine Aufgabe zu haben scheinen: den Frieden des Schwertes zu schützen, und dafür der Kampf der Völker auf das Gebiet des innern Staatslebens verlegt wird? Was nützt es, einen Angriffskrieg ruchlos zu nennen, wenn man zugleich die nationale Gewaltthat in dem Schutze des äußern Friedens gutheißt? „Hau deine Deutschen, ich will meine Russen hauen,“ wäre die Lebensregel, der unsre Zeit mit ihrem gewaltthätigen Nationalismus zustrebt, eine Regel, die wir Deutschen am allerwenigsten im Munde führen sollten, eingedenk dessen, daß Millionen Deutscher in der ganzen Welt verstreut sind, die nicht aufgewogen werden durch ein paar Millionen Polen und andre Leute, die wir etwa „hauen“ könnten. Aber der Staatsgedanke ist vielfach bereits so übermächtig, richtiger so ausschweifend geworden, daß auch ein national geschlossener Staat wie Deutschland, nach der Meinung jener Anhänger des gewaltthätigen Nationalismus bei uns, nur für die in seinen Grenzen lebenden Deutschen da ist und sich um die draußen lebenden Volksgenossen nicht zu kümmern braucht. Wer nicht Reichsangehöriger ist, geht uns nichts an, wer Deutschland, wer den Reichsverband als Auswanderer verläßt, geht uns nichts mehr an, ist uns ein Fremder — so denkt mancher bei uns. Der Staat wird über die Nation gesetzt, und das bei einem Volke, das ohnehin unter dem Mangel an nationalem Bewußtsein so schwer leidet, wie kaum ein andres großes Kulturvolk; bei einem Volke, das nach der Meinung vieler satt ist an Raum und Besitz auf dieser Erde, und dabei trotz aller Mühen außer Stande ist, den Zuwachs seiner Volksgenossen daheim zu ernähren und ohne Zweifel immer weiter den Überschuß wird auswandern sehn müssen über die Grenzen dieses Staats hinaus, der für ihn, „für den Deutschen“ allein weder geschaffen ist noch ausreicht.

Wir sind nicht satt, und wollen es hoffentlich auch niemals werden, denn

das hieße zugleich auf unser nationales Wachstum verzichten. Stille steht kein Volk, es wächst oder schwindet, wie ihm die eigne Kraft gebietet, es muß auch räumlich weichen oder drängen, ob friedlich, ob mit der Waffe. „Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken, wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben. Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.“

Das ist nicht etwa nur ein Gesetz roher Völker, sondern kein Kulturvolk kann sich ihm entziehen; nur in den Mitteln und Waffen unterscheidet sich der Daseins- und Wachstumskampf des Barbaren und des Europäers, und die Gewaltthat gegen den Fremden ist barbarisch, weit barbarischer als der offene Kampf des Schwertes. Nur äußerste Not dürfte ein Volk, einen Staat zur Gewalt gegen Staatsbürger treiben, bloß weil sie fremden Stammes sind. Für den Kampf der Nationalitäten giebt es im Kulturstaat andre Waffen; die rohe Gewalt der staatlichen Übermacht bleibt verwerflich, soweit sie nicht durch Gewaltthat oder äußerste Gefahr einer solchen von der fremden Nationalität selbst heraufbeschworen worden ist. Wo wäre denn ein Ende der nationalen Hege, wenn jeder im Staate herrschende Stamm die Bewohner fremden Stammes vertreiben wollte und sollte? wo wäre die Grenze des Deutschlands, das nur für die Deutschen wäre? Deutschland hat seit den großen Zeiten der Ottonen wenig erobert, viel verloren an Gebiet; aber es geizte uns, die Gewalt zur Eroberung von Elsaß-Lothringen oder von Posen in offenem Kampfe anzuwenden, und es geizt uns nicht, die Gewalt gegen die Eroberten fremden Stammes zu mißbrauchen. Eine Provinz, ein Land wird durch den Krieg gewonnen, durch den Krieg wieder verloren; soll das eroberte Land heute nur für die Deutschen, morgen nur für die Russen, übermorgen vielleicht nur für ein drittes Volk da sein?

Wenn man heute Machiavelli die Frage vorlegen könnte: „Was soll Deutschland mit seinen Polen, was Rußland mit seinen Polen, Deutschen u. s. w. machen?“ er würde vielleicht antworten: „Totschießen und das Land an Deutsche, an Russen vergeben.“ Ja, lebten wir heute in Sitten und Lebensformen, wie sie in dem Italien Machiavellis herrschten, so wäre die Antwort vielleicht nicht so übel. Aber weil wir uns nun einmal heute solcher radikalen Mittel nicht bedienen können, sollten wir die Vergewaltigung fremden Volkstums überhaupt aufgeben, sollten wir uns im nationalen Kampf auf die Waffen beschränken, die uns unsre Zeit und Kultur bieten, die Waffen der Kulturarbeit, der höhern Leistungskraft auf wirtschaftlichem, auf moralischem, auf geistigem Gebiete, unterstützt durch die gewaltigen friedlichen Mittel des modernen Staats. Wenn Deutschland eine führende Rolle einnehmen will in dem Kulturleben Europas, so müssen wir mit allem Ernst darnach streben, dem wilden Nationalismus, der jetzt um sich greift, entgegenzutreten, in dem heißer werdenden Kampf der Nationen streng zu unterscheiden zwischen den erlaubten und den vergifteten Waffen, zwischen Kulturmitteln und Gewalt-

mitteln. Der Krieg kann trotz seiner Blutströme auch heute noch ein Kulturmittel sein; das langsame Hinwürgen fremden Volkstums nicht durch überlegne Kultur, sondern durch überlegne Staatsgewalt ist ruchlose Gewaltthat.

Ohne Zweifel müssen wir uns unsre politischen Eroberungen sichern durch Verdeutschung; das ist eine Lebensfrage für uns, die auch längst als solche anerkannt worden ist durch die Schaffung der Ansiedlungskommission. Wenn die Erfolge dieser Maßregel den Erwartungen bisher nicht entsprochen haben, wenn die Polen diese Kommission gelegentlich die polnische Rettungskommission genannt haben, weil sie polnischen Gutsbesitzern, die dem Bankerott nahe waren, durch Zahlung guter Preise für ihre Güter aus der Klemme half, wenn die Überwindung der uns gefährlichen obern beiden Klassen des Polentums, des Adels und des Klerus, auf diesem Wege zu langsam fortschreitet, nun so wende man größere, stärkere Mittel an. Man erhöhe die Prämie auf den Übergang des Bodens in deutsche Hände, man ersetze das Polentum in der Kirche möglichst durch deutschen Klerus, man ernenne keine Polen zu Bischöfen, zum Erzbischof, man unterstütze den Deutschen im sozialen und wirtschaftlichen Wettbewerb mit dem Polen; aber man vergewaltige ihn nicht in Sprache, Religion, in privatem Recht, wie es drüben in Rußland in weitem Maße geschieht. Wir dürfen unsrer Kulturkraft und dem eignen Interesse der Polen im übrigen zutrauen, daß heute unsre polnischen Landesteile in Zukunft keine Gefahr für uns darbieten werden.

Nachschrift der Redaktion. Wir haben diesen uns von guter Hand aus Rußland übersandten Artikel unverkürzt zum Abdruck gebracht, müssen aber doch betonen, daß wir zwar den ersten Teil vortrefflich und überzeugend finden, der zweiten Hälfte gegenüber aber einen wesentlich abweichenden Standpunkt einnehmen. Gewiß hat auch in unumschränkten Monarchien die öffentliche Meinung, ob und so weit es eine solche giebt, ihren nicht unbedeutenden Einfluß, und sie kann den Herrscher unter Umständen in eine Richtung drängen, die er ursprünglich nicht gewollt hat. Auch in Rußland ist das hervorgetreten. Alexander der Erste ist 1812 in dem Entschlusse, den Krieg auch nach der Einnahme und Zerstörung Moskaus fortzusetzen, wesentlich durch die gewaltige Erhebung des nationalen und religiösen Geistes in den Herzlanden seines Reichs befestigt worden, und der friedliebende Alexander der Zweite hat den Türkenkrieg 1877 gewiß nicht aus persönlicher Neigung begonnen. Aber andererseits darf doch auch nicht verkannt werden, daß in Rußland der Wille des Zaren stets die ausschlaggebende, ja belebende Kraft des Reichs gewesen ist. Derselbe Alexander der Erste hat 1806 den Krieg für Preußen gegen die allerentschiedenste Neigung seiner Generale eröffnet, und der Abschluß des Bündnisses von Kalisch im Februar 1813, das, vom russischen Standpunkte aus ohne jede dringende Not, die Vertreibung der Franzosen aus Deutschland und die Wiederaufrichtung des preußischen Staats als Ziele hinstellte, war das persönliche Werk

des Zaren so gut z. B. wie die liberale Verfassung des russischen Königreichs Polen. Die Verhältnisse haben sich seitdem freilich geändert. In der Napoleonischen Zeit wurde das russische Reich thatsächlich von einer deutschen oder wenigstens deutsch und französisch gebildeten Minderheit beherrscht und trieb europäische und keine russische Politik. Jetzt ist das zu Ende, die altrussische Partei hat das Heft in der Hand, aber doch nur deshalb, weil der gegenwärtige Kaiser, der bekanntlich gar nicht für den Thron bestimmt war, in dem Sinne dieser Richtung von Ratkow und Pobjedonozew erzogen worden ist. Seine Generalität mag den Krieg mit dem „faulen Westen“ wollen, der Zar selber will sicherlich überhaupt keinen Krieg, schon weil er kein Feldherr ist, und weil eine Niederlage schwere Katastrophen über das russische Reich bringen würde. Es ist auch durchaus noch nicht ausgemacht, daß Kaiser Alexander der Dritte unter allen Umständen losschlagen würde, wenn uns Frankreich angriffe. Wenn es den Angriff nun etwa unter der roten Fahne unternehme, was nicht wohl möglich ist, würde auch dann der Selbstherrscher aller Reußen die Franzosen unterstützen? Er würde gewiß eine völlige Niederwerfung Frankreichs nicht dulden, aber weiter würde er schwerlich gehen. Und die letzten skandalösen Vorgänge in Paris, die die Korruption der parlamentarischen Republik enthüllt haben, sind nicht geeignet, die ohnehin schwachen persönlichen Sympathien des Zaren für Frankreich zu steigern. Ein Krieg auf zwei Fronten scheint uns deshalb keineswegs so unbedingt sicher zu erwarten. Es wird Sache der Diplomatie sein, den Zaren in dieser friedlichen Stimmung zu befestigen, und dazu bietet er doch jetzt offenbar selbst die Hand, indem er die Ernennung des Generals von Werder zum deutschen Botschafter gewünscht hat.

Freilich den Ruf: „Rußland für die Russen“ wird man bis zu einem gewissen Grade gelten lassen müssen. Wir sympathisiren selbstverständlich nicht mit den Gewaltmaßregeln gegen die baltischen Deutschen, die Polen, die Juden u. s. f. Aber die Forderung, daß ein so gewaltiges Reich im Sinne der der Zahl und den Wohnsitzen nach herrschenden Nation regiert werde, kann man doch nicht unbillig finden. Der „Nationalismus“, den der Verfasser so roh findet, ist eben die Rehrseite des Nationalitätsprinzips und die Folgerung aus dem scharfen modernen Staatsbegriff, die beide überall den Minderheiten nicht günstig sind. Die goldne Zeit für solche Minderheiten was das „finstre“ Mittelalter mit seiner schwachen Staatsordnung und seinem dürftigen Staatszweck. Und was wollen die Maßregelungen dieser Minderheiten durch die brutale Staatsgewalt in der Gegenwart sagen im Verhältnis zu den Strömen von Blut, die im Namen der konfessionellen Einheit im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vergossen worden sind? Wir wollen doch auch nicht leiden, daß die Russen etwa unsre lausitzischen Wenden als panslawistische Vorposten behandeln, und wenn die Tschechen mit Rußland liebäugeln, so

erscheint das den Deutschösterreichern mit Recht als halber Hochverrat. Wie soll sich da das deutsche Reich um alle ihre Hunderttausende und Millionen von Menschen deutscher Zunge kümmern, die auf dem ganzen Erdballe zerstreut leben, und zwar auch dann, wenn sie nicht Reichsangehörige sind? Das würde uns in zahllose Händel verwickeln und den Bedrohten wahrscheinlich eher schaden als nützen. Wir können politisch nicht einmal für die bedrohten Deutschen in Österreich etwas thun, was sollen wir für die gewiß beklagenswerten baltischen Deutschen in Rußland thun? Sollen wir Krieg für sie führen und sie vom russischen Reiche löstrennen? Das erste würde uns unversöhnlich mit Rußland verfeinden, das zweite würden die Balten selbst nicht wollen, weil sie sich wirtschaftlich niemals von ihrem russischen Hinterlande trennen können; Reval ist jetzt sozusagen der Hafen von Moskau. Gewiß ist für die wachsende Volkszahl im deutschen Reiche der Boden zu enge, wir brauchen eine Erweiterung nach irgend welcher Seite hin, aber das muß doch nicht unter allen Umständen durch Krieg geschehen. Die größten Eroberungen im deutschen Mittelalter hat der Pflug gemacht, nicht das Schwert. Jedenfalls kann die deutsche Staatslenkung, die mit gegebenen Größen rechnet, ihre Politik nicht auf einen Krieg zur Erweiterung unsers wirtschaftlichen Spielraumes zuschneiden. Das hieße der Vorsehung vorgreifen.



Weder Kommunismus noch Kapitalismus *)

6



ie vorübergehende Besserung in der Lage der Arbeiter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war, wie schon bemerkt wurde, zum Teil der Bereicherung des Landes durch überseeische Schätze und dem Fortschritt der Industrie zu danken. Die Industrie steigerte die Nachfrage nach Arbeit und demnach wenigstens anfänglich auch den Lohn. Bis heute noch sind die landwirtschaftlichen Löhne in den Industriegegenden am höchsten. Unter den überseeischen Geschäften des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nun darf man sich nicht etwa harmlose und ehrbare Kaufmannsgeschäfte vorstellen. Sie

*) Für unsere neuen Leser bemerken wir, daß dieser Aufsatz der sechste einer Reihe von Aufsätzen ist, die sich — zum Teil anknüpfend an das Buch von F. Wolf: „System der Sozialpolitik“ und dieses Buch bekämpfend — mit der sozialen Frage beschäftigen. Wir bitten unsere neuen Leser dringend, diesen Aufsatz nicht zu überschlagen.